

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 11 (1935)

Heft: 10

Artikel: Die verschollene Stadt

Autor: Fawcett, P. H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-755147>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die verschollene Stadt

von OBERST P. H. FAWCETT

Unsere Leser erinnern sich vielleicht noch an das Schicksal des englischen Forschers Oberst Fawcett, der vor nunmehr zehn Jahren im brasilianischen Urwald in Begleitung seines Sohnes und eines Kameramannes verschwand, ohne daß man je wieder von den drei Menschen etwas vernommen hätte. Wir veröffentlichen hier einen Artikel, den Oberst Fawcett kurz vor seiner Abreise in die «grüne Hölle» in einem englischen Fachblatt erscheinen ließ, und der über die Beweggründe seiner auf das Innere Brasiliens gerichteten Forscherleidenschaft beachtenswerten Aufschluß gibt.

Noch heute ist das tiefe Innere von Brasilien, der Matto Grosso, zum größten Teile unerforscht. Und es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß gerade dort, in diesen unzugänglichen, weiten Gegenden die Überreste einer uralten Kultur zu finden sind, einer Kultur, die unvergleichlich viel älter ist als diejenige von Agypten. Aus alten Überlieferungen besitzen wir sogar tatsächliche Beweise für die Existenz solcher Kulturstätten. Denn schon im Jahre 1753 hat ein portugiesischer Abenteurer im tiefen Brasilien die Ruinen einer Stadt entdeckt und schildert sie in seinen Aufzeichnungen. Allerdings handelte es sich damals nur um eine zufällige Entdeckung, denn das eigentliche Ziel des Portugiesen war die Suche nach verborgenen Schätzen.

Mehr als hundertfünfzig Jahre früher, ums Jahr 1600, waren nämlich unermesslich reiche Gold-, Silber- und Diamantfunde im Inneren Brasiliens gemacht worden. Der Entdecker dieser Minen war Melchior Dias Moreira, ein verwegenes Glücksritter und Abenteurer, der in der Geschichte der ersten Kolonisation dieses Landes unter dem Namen Moribeca wohlbekannt ist. Durch seine Funde zum reichen Manne geworden, bot Moribeca seine Silberminen dem Vizekönig Don Pedro II. zum Geschenk an, wogegen er sich den Titel eines Marquas das Minas erbat. Bald jedoch mußte Moribeca erkennen, daß die Regierung eine Intrige gegen ihn spann, und er verweigerte von da ab jegliche Auskunft über seine Minen und die Gegend, wo sie sich befanden.

Während zwei Jahren wurde er gefangengehalten, aber auch dieses Gewaltmittel brachte ihn nicht zum Reden. Gegen eine hohe Geldentschädigung wurde er endlich in Freiheit gesetzt. Er starb im Jahre 1622, ohne sein Geheimnis verraten zu haben. Jahrlang wurde von der Regierung aus nach den Minen Moribecas gesucht, Menschenleben und Gelder in Massen geopfert, doch ohne Resultat. Nach fünfzig Jahren vergebblichen Forschens nach diesen nahezu schon legendären Schätzen wurden endlich die Bemühungen aufgegeben.

In Jahre 1743 jedoch begeisterte sich ein portugiesischer Abenteurer aus Minas Geraes wiederum erneut an dem Gedanken, diese verschollenen Minen zu entdecken. Er rüstete eine Expedition aus, die aus ihm selbst, fünf Portugiesen, ein paar Dutzend Negerklaven und einem Gefolge von zwanzig bis dreißig Indianern bestand: eine kleine Gruppe für die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden hatte. Denn wenn es sogar heute noch schwer ist, in die Wildnis einzudringen, so war es damals nahezu unmöglich. Tiere konnten durch den pfadlosen Urwald nicht mitgeführt werden, die Mitnahme und Beschaffung von Nahrungsmitteln war schwer, die Strapazen erforderten Ausdauer und Tatkräft. Der Trupp hatte mit feindlichen Indianerstämmen zu rechnen und mit einem Klima, das von Eissäkalte zu unerträglicher Hitze, von Dürre zu gewaltigen Regengüssen und Überschwemmungen wechselte. Aber das trotzige Abenteuerblut ihrer portugiesischen Vor-

fahren verleugnete sich nicht, und trotz Gefahren aller Art gingen sie an die Verwirklichung ihres Planes, nur vom Gedanken an das glitzernde Gold besessen.

Wohin sie ihr Weg führte, ist unbekannt, sicher ist nur, daß sie anfänglich gegen Norden zogen. Ihre Abwesenheit wuchs in Monate, die Monate in Jahre. Um 1754 endlich erschienen die wenigen Uebriggebliebenen in den Kohlenregionen des Staates Bahia und erzählten dort ihre seltsame Geschichte:

Durch die schweren zehn Jahre der Wanderung in der Wildnis war ihre Zahl stark zusammengeschmolzen. Viele waren dem Klima oder wilden Tieren zum Opfer gefallen, andere hatten sich im Urwald verirrt; immer aber blieb die Gier nach dem Golde die Triebfeder, die sie Entbehrungen aller Art erdulden ließ.

Um 1753 führte sie ihr Weg ostwärts gegen die atlantische Küste zu. Die Minen Moribecas hatten sie immer noch nicht entdeckt und sahen endlich ein, daß sie alle Hoffnung darauf aufgeben mußten. Ein solches Unterfangen mußte ja auch damals zum Mißlingen verurteilt sein; der Trupp besaß keine Landkarten noch irgendwelche Kenntnis vom Inneren des Landes, auch von Landbemessung hatten sie keine Ahnung. Sie hatten gelebt wie die ersten Waldfioniere, hatten sich von erlegtem Fisch und Wild ernährt, oft auch mußten sie sich auf lange Zeit hin aus mit Mais und Bananen aus den Pflanzungen von gutgesinnten Indianerstämmen begnügen.



Spezialtour Nr. 42 GÜLTIG BIS ENDE MÄRZ 1935

Bestätigungsstellen:

Wollishofen: 1a Restaurant Frohalp oder 1b Café Rondo oder 1c Grüt: Restaurant Grüt.
2. Berghaus Baldehorn und
3a Station Bonstetten: Restaurant z. Bahnhof od. 3b Gasthaus z. Sonne

Zum Ausgangspunkt: Mit Tram Nr. 7 und 1, oder
Autobus bis Morgental.

Rückfahrten und Rückwege: Per Bahn von Bonstetten,
17.23, 19.07 werktags, 19.22 Sonntags.
(Fahrzeit ca. 30 Minuten.) Fr. 1.45

Zürich-Hbf. an: 17.50, 19.32, 19.50

Wanderprämien für alle Spezialtouren gültig
(wenn nichts Besonderes angegeben).

1. Prämie: Gratis-Aufenthalt von einer Woche in einem an der Spezialtour gelegenen Hotel nach freier Wahl. Zimmer und volle Beköstigung. Gültig bis Mitte 1935. Wert circa Fr. 50.- Die Vergünstigung kann auf Familienangehörige übertragen werden, falls das Mitglied, dem die Prämie zufällt, verhindert sein sollte.

2. Prämie: Gebrauchsgegenstände im Werte von Fr. 10.- bis Fr. 30.-

3. Prämie: oder Bargeldprämien in gleicher Höhe.

4.-10. Prämie: Verschiedene Geschenke als Trostprämien im Werte von 3 bis 6 Franken.

Das Recht zur Bewerbung um die zur Verteilung gelangenden Wanderprämien hat jedes Mitglied des Wanderbunds, bzw. jeder Jahres-Abonnent des „Zürcher Illustrierten“. Die Prüfung der Einsendungen und die Beurteilung des Wertes, den sie für unsere Bestrebungen haben, ist Aufgabe der Geschäftsstelle des Wanderbunds, deren Entscheid, auch bezüglich der Zuteilung der Wanderprämien, sich jeder Einsender unterwirft. Die Namen der Empfänger der ersten drei Prämien werden jeweils um Mitte des der Wanderung folgenden Monats in den „Mitteilungen des Wanderbunds“ veröffentlicht.

BERUHIGT DIE NERVEN

Abgespannte und erregte Nerven können durch Anwendung des „KOENIG'S NERVENSTAERKERS“ beruhigt und in den normalen Zustand gebracht werden. Kein schädliches Präparat, dessen Einnahme zur Gewohnheit wird. Wirkt günstig bei nervösen Verdauungsbeschwerden, Melancholie und allen chronischen Nervenleiden. Fördert den gesunden Schlaf. Ärzte verschreiben dieses Heilmittel seit mehr als 40 Jahren. Auf ärztliche Verordnung erhältlich und in allen Apotheken zu haben.

König Medicine Co.,
Taunusstrasse 40, Frankfurt a.M., Deutschland
Hauptniederlagen für die Schweiz:
W. Volz & Co., Zentralapotheke, Bern.
En gros: F. Uhmann-Eyraud, S. A., Genève & Zürich

PASTOR KÖNIG'S NERVEN STÄRKER

Fine Champagne Comte F. de ROFFIGNAC COGNAC

Bullrich-Magen-Salz

nur echt in blauer Packung mit dem Bilde des Erfinders.

100 Jahre unübertroffen

gegen Folgen schlechter Verdauung und Sodbrennen. — In Pakungen Fr. 1.—, 2.—, 3.50; Tabletten 50 Cts. und Fr. 3.—.
In den Apotheken, wo auch Gratismuster erhältlich sind.

Kurhaus Parkhotel AROSA
Gesundung durch Diät
Verlangen Sie bitte Prospekt Nr. 3
Telephon 590

Vollscheibenräder

sind heute große Mode

Wählen Sie aber nur den wirklich hygienischen und gesunden Qualitätswagen **WISA-GLORIA!** Er dürfte nicht umsonst von den meisten Schweizer Ärzten für Ihre eigenen Kinder bevorzugt werden. Katalog und Ernährungsbuch gratis durch die Detailgeschäfte oder

WISA-GLORIA

Werke, Lenzburg.



HABANA TABACS SUPÉRIEURS
MÉDAILLE D'OR
PARIS 1925
MÉDAILLE D'OR
BORDEAUX 1925
10 Stück Fr. 1.-
„Bäumli-Habana“
Eduard Lichtenberger & Söhne
BEINWIL am SEE

Aus dem trockenen und undurchdringlichen Wald-dickicht waren sie herausgekommen in die Grasamps, die öde und kahl und nur den wenigen Flußläufen entlang mit malerischen Palmeninseln und niedrigen Bäumen bewachsen waren. Vor ihnen erhob sich ein hoher Felsrücken, dessen gezackter Kamm schroffe Formen in den Himmel schnitt.

Es hatte kürzlich geregnet, und der Schein der untergehenden Sonne tauchte die feuchte Oberfläche der Felsen in ein flammendes Strahlenmeer. Gelbe und rote Sterne schossen aus tausend glitzernden Kristallen, Flammenströme tanzten von Fels zu Fels. Und darüber wölbte sich ein glänzender Regenbogen, als ob er die Schatzkammer eines Märchenreiches umschloße. Kein Wunder, daß die Erzählungen der Leute sich an Ausschmückungen dieser Pracht überbieten. «Konnte es ein besseres Omen dafür geben, daß wir hier die Schätze des großen Moribeca finden würden?»

Die unerfahrenen Schatzgräber wußten nicht, daß sie hier nur einen jener Berge vor sich sahen, die von der vulkanischen Zeit des Landes her noch reich sind an glasig schillerndem Quarz, an Kristallen von Aquamarin und Malachit.

Am nächsten Morgen dämpften die finstern-schroffen Felswände und Klippen, die düsteren Zacken der Berge ihre überschäumende Begeisterung. Überall fanden sie unerklimmbare Abgründe; den ganzen Tag folgten sie dem Fuße der Felsen, stolpern über erratiche Blöcke und über Felsspalten. Dabei mußten sie alle Vorsicht aufwenden, denn die Gegend wimmelte von Klapperschlangen, und es gab kein Mittel gegen ihren giftigen Riß.

Der Nachmittag war schon weit vorgeschritten, als der Führer Halt befahl. «Wir sind über drei Meilen gewandert», so sagte er, «ohne einen Weg zu finden. Ein weiteres Umherirren ist zwecklos. Besser kehren wir in unser gestriges Lager zurück und suchen morgen von dort aus einen Weg nach Norden. Was halten ihr davon?» Widerwillig stimmten seine Leute zu, doch immer wieder warfen sie enttäuschte Blicke nach den weißen Felsen mit ihrem schimmernden Kristallglanz.

«Vorwärts, José und Manuel, wir brauchen Holz zum Feuern. Rasch!» — Der Matze Manuel hatte bereits einen großen Armvoll Holz gesammelt, als er, nicht weit vom Lager entfernt, einen toten Baumstrunk entdeckte, das beste Holz zum Feuern. Er ging darauf zu, und als er um ein Gebüsch herumbog, jagte er einen Hirsch in die Flucht. In wilder Hast jagte das Tier um eine Felsencke, seinen weißen Schwanzbüschel hoch in der Luft. «Ein weißer Hirsch! rief Manuel aus. «Welch Wunder!» Er ließ sein Feuerholz fallen, hob rasch die Büchse auf und war im nächsten Augenblick auf der Fährte des Wildes. Zu spät, der Hirsch war nicht mehr zu sehen. Aber vor den staunenden Augen Manuels zeigte sich ein Felsspalt, ein Weg öffnete sich, durch den man zweifellos den Gipfel erreichen konnte. Er vergaß alles andere, Wild und Holz, und stürzte in das Lager zurück, seine Neuigkeit zu berichten. Nun war keine Rede mehr von Rückkehr. Geückt geschultert und auf in die Berge! «Führe uns, Manuel!»

Der Felsspalt weitete sich weiter innen um ein wenig. Es war kein allzu schwieriger Weg, und, Wunder über Wunder, er war künstlich angelegt! Deutlich zeigte sich eine Pflasterung, wenn auch verwittert und vielfach abgeschliffen. Selbst die Seitenwände der Schlucht schienen stellenweise künstlich gehauen. Die Indianer zeigten sich sichtlich erschreckt. Die anderen aber waren begeistert über die großen Stücke klaren Bergkristalls, die ihnen in die Hände fielen, lange Hexagonalen von Malachit und von halbdurchsichtigem Quarz, in dem dann und wann grüne und blaue Aquamarine eingebettet waren.

Nach drei Stunden beschwerlichen Aufstieges erst lag die Schlucht hinter ihnen, und ein schmaler Steinpfad schlängelte sich dem Gipfel zu. Welch herrlicher Anblick aber bot sich von dort! Vor ihnen weitete sich eine Ebene mit tiefgrünen, ausgedehnten Weiden, unterbrochen durch silberne Quellen und Bäche. Gegen Norden dehnte sich ein dichter Wald und verlor sich im bläulichen Nebel entfernter Gipfel. Den Horizont säumten gezackte Bergkämme, ihre Quarzkappen leuchteten wie weißer Schnee.

Ein anderer Anblick aber machte den Abenteurern das Herz stocken: Vor ihnen, in einer Entfernung von etwa zwei Meilen, lag eine große Stadt! Klar konnten die Gebäude unterschieden werden und der schmale Weg, der über die Ebene kroch und sich im braunen Gemäuer der Wälle verlor.

Nichts hätte die Leute mehr erschrecken können als dieser völlig unerwartete Anblick. War es eine portugiesische Kolonie? Waren es die verhafteten Spanier? Oder sollten sich gar die mysteriösen Orizés Procázés in diese Hochebene zurückgezogen haben, jener hochkultivierten Stamm, der unter dem Drucke der weißen Eroberer verschwunden war?

Die Abenteurer suchten schnellstens Deckung hinter Felsblöcken. Einer um den andern aber hob vorsichtig den Kopf und spähte vorsichtig umher. Als alles still und verlassen blieb, da wagten sie sich langsam wieder hervor, stiegen vorsichtig, Schritt um Schritt, gegen die Ebene hinunter und lagerten sich endlich bei einem schützenden Busch. Feuer wurde vermieden, die Leute sprachen nur im Flüstertone. Es war wenig über die Mittagszeit, die Sonne stand hoch, und man beschloß, daß zwei Portugiesen und zwei Negros sich gut bewaff-

In Helsingfors fand am 28. Februar eine große Feier zur Erinnerung an die Schaffung des finnischen National-Epos Kalevala statt. Die Heimat Kalevalas ist das östliche Finnland, Karelen. Dort machte Elias Lönnrot, der Sohn eines armen Dorfschneiders (1802–1884), seine Sammelfahrten, dort zeichnete er die Lieder auf, von denen hunderttausend Varianten in der Sammlung der Finnen-Literatursellschaft zu finden sind. Im Laufe der Sammelfahrt erkannte Elias Lönnrot einen gewissen inneren Zusammenhang der von ihm gesammelten Lieder. Auf diese Erkenntnis gestützt, baute er das finnische Volksepos auf in der Form, in der wir es heute besitzen, nicht nur als kulturelles Gut eines Volkes, sondern als einen wertvollen Schatz der Volksdichtung überhaupt. Kalevala ist für das finnische Volk unerschöpflicher Born zur Bereicherung seiner Sprache geworden. Das Epos hat seinen Namen nach einem in dem Gedicht vorkommenden Volk, inhaltlich greift es weit zurück in die heidnische Zeit. Das ganze besteht aus 52 Runen mit nahezu 23 000 Versen, die von den Runensängern gesungen wurden. Die zentrale Gestalt Kalevalas ist der alte Weltänger Wainämöinen. Um ihn scharen sich die übrigen Helden. Nicht zu unterschätzen ist auch die Bedeutung Kalevalas sowohl für die finnische Tonkunst, wie für die bildenden Künste. A. B. m.



Die junge Aino flieht vor Wainämöinen.

Gemälde von Akseli Gallen-Kallela.

Wainämöinen bewirbt sich um Joukahainen junges Schwestern Aino, als er sie im Walde trifft. Das Mädchen eilt entsetzt zur Mutter, um ihr alles zu erzählen, weint und klagt über das sie bedrohende Schicksal. Die Mutter verbietet ihr zu trauern, sagt ihr, sie solle sich freuen und sich stattdessen anziehen. Aino weint und weint, denn sie will nicht die Gattin eines alten Mannes werden. Sie eilt sorgenvoll zum Meerstrand, will baden und versinkt im Meer. Wainämöinen traurt sehr über Ainos Tod. Er will sie aus dem Meer auffangen. Es gelingt ihm auch, sie in Gestalt eines Lachses mit der Angel zu fangen, als er aber den Lachs zerstückelt will, entkommt dieser ins Meer und sagt, wer er eigentlich sei. Und nie mehr gelingt es Wainämöinen, trotz Worten und Netzen, den Lachs in seine Gewalt zu bekommen.

nen in die Nähe der Stadt schleichen sollten. Die Kund-schafter sollten herausbringen, ob die Stadt bewohnt war und ob man Freund oder Feind zu erwarten hatte. Ungeduldig wartete die Gesellschaft auf ihre Rückkehr, mehrmals erschreckte sie ein falscher Alarm. Denn der Wald in diesen Einöden ist voll Geräusche, weichem Flüstern und Tierschrei, das von erregten Nerven leicht für warnende Menschenstimmen gehalten werden kann.

Die Späher kehrten zurück. Sie hatten sich nicht bis an die Stadt herangetraut, doch von einem nahen Beobachtungsplatz aus hatten sie weder Menschen noch irgendwelche Lebenszeichen entdecken können. Den Indianern, welche die Gegend am ehesten kennen sollten, war der Anblick dieser Stadt ebenso unerwartet wie ihren weißen Gefährten. Sie besaßen wohl verworrene Traditionen über diesen Landesteil, doch mit vielem Aberglauben vermischt, und das Unbekannte floßt ihnen Furcht ein. Ein Mann fand sich endlich, der es wagen wollte, allein in die Stadt einzudringen. Er ging am kommenden Morgen früh weg und kehrte gegen Mittag zurück, ersichtlich verwirrt und erschrockt, jedoch versichernd, daß sich kein menschliches Lebewesen in der Stadt befände.

Am folgenden Morgen machte sich der ganze Trupp auf den Weg; eine Vorhut von vier Mann ging eine halbe Meile voraus. Vorsichtig hielten sie sich noch in Deckung. Erst als sich die Späher wieder mit ihnen vereinigten und auch ihrerseits versicherten, daß die Stadt ganz verlassen daliege, da wagten sie sich ins offene Feld und näherten sich der Stadt.

Die Eingangspforte bildeten drei hohe Bogen aus gigantischen Steinen. Die Mauerung war schwarz vom Alter, aber die Größe der Architektur war unverkennbar. Keiner traute sich, laut zu sprechen; selbst Befehle wurden nur im Flüstertone erteilt. Die Größe des Anblicks überwältigte sie; das Schweigen und das Mysterium um sie nahm ihnen den Atem.

Hoch in der Krone des überragenden Mittelbogens waren fremde Schriftzeichen tief eingegraben. Geisterhaft wie alles, was sie hier umgab, erschienen sie den Abenteuerern. Dieser Eindruck wurde noch stärker, als sie den Torbogen durchschritten und sich in einer brei-

ten Straße befanden, die bedeckt war mit gefallenem Mauerwerk und zerborstenen Pfeilern. Von menschlichen Bewohnern war kein Zeichen zu sehen. Alles schien unsäglich alt, aber vollendet in seiner Bauart. Da waren zweistöckige Häuser zu beiden Seiten der Straße, alle aus sorgfältig gequaderten Blöcken erbaut und mit Inschriften versehen, die von der Zeit verwirrt waren. Vielfach waren die Dächer eingefallen, vielfach versprengten gestürzte Steinblöcke den Eingang. Wenn einer die Kühnheit besaß, in die fensterlosen Räume einzudringen und seine Stimme zu erheben, dann floh er entsetzt vor dem Echo, das ihm durch die gewölbten Decken und festen Mauern entgegenschallt. Nur gefallene Steine und Unmengen von Fledermausexrementen bedeckten den Boden.

Stumm vor Staunen und zusammengedrängt wie eine Herde verlassener Schafe drängte sich der Trupp die Straße hinunter bis zu einem weiten, offenen Platz. Dort harrte ihrer eine neue Überraschung: Mitten auf dem Platz stand eine riesige Steinkolonie, die gigantisch ihre Umgebung übertrug. Die hohe schwarze Säule war auf einem Felssockel errichtet; auf ihr stand die Figur eines jungen Mannes, der den einen Arm in die Hüfte stützte, während er den anderen weit ausstreckte und mit dem Zeigefinger nach Norden wies. Vollendet war die Ausführung, herrlich die Erhaltung dieses Denkmals einer längst vergangenen Kulturrepoche.

In jeder Ecke des Platzes standen große Obelisken auf schwarzem Stein, mit eingekerbten Inschriften versehen. Drei dieser Obelisken waren abgebrochen, der obere Teil lag inmitten Steingerölls am Boden.

Die ganze rechte Seite des Platzes nahm ein Gebäude ein von solch imponierender Größe, daß es zweifellos als Palast zu erkennen war. Die mächtigen Säulen waren intakt, doch Dach und Gemäuer teilweise abgebrockt. Eine breite Treppenflucht führte in eine ausgedehnte Eingangshalle. Auch dort zeigten sich wiederum die fremden Schriftzeichen an den Mauern, und deutlich erkennbar waren Überreste von leuchtenden Farben, mit denen die Halle einstmal geschmückt sein mußte. Der innere Ausgang aus dieser Halle war mit geborstenem Mauerwerk blockiert. Die Unmenge auf-

(Fortsetzung Seite 291)

gestapelter Fledermaus-Exkremeante machte die Luft bei-fend und das Atmen beschwerlich, und Scharen von kleinen weißen Parasiten griffen die Eindringlinge an und brachten ihnen giftige Stiche bei. Fledermäuse flatterten in unzählbaren Scharen um die Ruhestörer herum; sie schlügen ihre Gesichter mit den Flügeln und vollbrachten einen derartig betäubenden Lärm, daß die Eindringlinge nur allzu froh waren, wieder ans Tageslicht zurückzukehren.

Dort, wo die Straße in den Platz einmündete und wo sich anscheinend der Haupteingang befand, war reliefartig die prächtig erhaltene Figur eines Jünglings in den Stein gehauen. Die Figur war nackt bis zu den Hüften, sie trug einen Schild in der Hand und ein Band über der Schulter. Das Gesicht war bartlos, der Kopf gekrönt mit einem Lorbeerkrantz. Die verwitterten Zeichen unterhalb dem Relief sahen aus wie folgt:

K V P I 7-

Auf der anderen Seite des Platzes, dem Palaste gegenüber, standen die Ruinen eines anderen großen Gebäudes, das nach seiner Fassade und seiner ganzen Bauart zu urteilen, anscheinend ein Tempel gewesen sein mußte. Das Dach war völlig eingefallen, doch an den verwitterten Wänden ließen sich noch Figuren von Menschen, von Tieren und Vögeln entziffern. Ueber der Eingangshalle standen die Zeichen:

吉吉 72 - Ω 5 Ακυ - + / / /

Außer der Straße und dem Platz schien die Stadt nur aus Schutt und Trümmern zu bestehen. Ueberall war der Boden aufgerissen, tiefe Spalten klappten, so tief, daß ein hineingeworfener Stein ohne Geräusch ins Grundlose versank. Ringsum lagen zerborstene Mauern, Säulen und Schutt in wirrem Durcheinander. Es bedurfte keiner großen Phantasie, um zu erkennen, welch ungeheure Naturgewalt hier gewütet und in einem einzigen Augenblick Jahrtausende alte Kultur vernichtet hatte. Die ungründlichen Schlüsse gaben deutliches Zeugnis von der Katastrophe.

Auf der Rückseite des Platzes öffnete sich die Stadt gegen einen Fluß von etwa dreißig Meter Breite, der in gleichmäßiger Strömung von den Bergen kam und sich dem Blicke in einer Ebene von zartgrünem Gras und vereinzelten Bäumen verlor. Es war offensichtlich, daß sich hier eine ausgedehnte Terrasse befunden hatte, aber der größte Teil davon war zusammengestürzt oder in den Fluß gefallen. Am anderen Ufer des Flusses lagen Felder, die sicherlich einst als Pflanzungen gewesen waren. Jetzt waren sie mit hohem Gras und Blumen bedeckt. Da und dort zeigten sich feuchte Sumpffelder, in denen sich Reis von selbst weitergepflanzt hatte. Eine Unmenge Sumpfgeflügel bevölkerte die Ufer, so menschenfremd, daß es sich nicht einmal fürchtete.

Etwas eine Viertelmeile von der Stadt entfernt, ganz allein, stand ein palastartiges Gebäude mit einer Front von etwa 250 Säulen. Schwere Säulen stützten es ringsum, eine breite Treppenfläche aus vielfarbigem Steinen führte ins Innere. Das feudale Portico öffnete sich auf eine weite Halle, deren Wandschmuck und leuchtende Farben noch ziemlich intakt waren. Fünfzehn tiefe Nischen mündeten in diese Halle; in jeder Nische befand sich der geschnitzte Kopf einer Schlange, aus deren geöffnetem Rachen ein feiner Wasserstrahl floß. Das Wasser vereinigte sich — soweit sich das bei der Zerstörung ringsum feststellen ließ — in einem großen, zentralen Becken in der äußeren Halle und führte von dort wohl in einem gedekkten Kanal in die offene Ebene.

Vor dem Portal stand ein immenser vierkägiger Monolith, auf dessen Oberfläche die nachstehenden Zeichen geprägt waren:

ΑΥΥΕ ΤΣΘΣΩ

Es dauerte lange Zeit, bis die Abenteurer sich von ihrem Staunen erholt hatten. Die Größe des Erlebens hatte alle überwältigt. Dann aber siegte, wie bei allen primitiven Naturen, die Gier nach Schätzen. Sicherlich hätten sie ohne zu zaudern all die unschätzbaren Dokumente einer verlorenen Kultur zerstört, hätten jeden Stein einzeln umgeworfen, wenn sie dadurch ihre Taschen mit Gold hätten füllen können. Einer der Portugiesen hatte mittan im Schutt eine kleine goldene Münze aufgefunden; kugelförmig, zeigte sie auf der einen Seite einen knienden Jüngling, auf der anderen einen Bogen, eine Krone und ein fremdes Musikinstrument. Da mußten also, so schlossen die Abenteurer, noch eine Menge derartiger Münzen zu finden sein, denn sicherlich hatten die Einwohner der Stadt beim plötzlichen Hereinbrechen der Katastrophe nicht Zeit gehabt, ihre Juwelen, ihr Gold und Silber in Sicherheit zu bringen.

Der Führer der Expedition drang jedoch darauf, umzukehren und sich für dieses Graben nach verborgenen Schätzen besser auszurüsten. Die zehn Jahre harter Wanderschaft hatten ihre Kräfte geschwächt, sie fühlten

sich nicht widerstandsfähig genug, gegen all das Getier, das sie hier bedrohte. Wenn auch die Ebene voller Enten war, die sich nur mit einem Schlag ins Genick töten ließen, so wimmelte sie doch anderseits von giftigen Schlangen. Sie lauerten am Flußufer, sie drangen sogar bis in die Gebäude ein. Im Sumpf wurde die Jagd nach Enten nahezu unmöglich gemacht durch Wasserschlangen, groß genug, um einen Menschen anzugreifen. Känguruhratten, die «wie die Flöhe hüpfen» und keine Neigung zeigten, den Menschen auszuweichen, verpesteten die Gegend; der brasiliatische wilde Hund, der groß und bösartig ist wie ein Wolf, machte die Ebene unsicher. Selbst die Fledermäuse machten ein längeres Verweilen nahezu unmöglich; des Nachts überfielen diese Blutsauger die Menschen und schwächten sie derartig, daß sie des Morgens müde und abgespannt erwachten. Nicht ein einziger Mann wollte mehr in der Nähe der Ruinen schlafen. Sie hatten einen geeigneten Platz etwa eine Viertelmeile von der Stadt entfernt entdeckt; von dort aus beobachteten sie nach Sonnenuntergang die Millionen von Fledermäusen, die in endlosen Kolonnen aus ihren Verstecken schlüpften und sich mit schwerem Flügelschlag in die Luft schwangen. Dem Herannahen eines gewaltigen Gewitters glich dieses donnerähnliche Geräusch.

Weder der Führer noch seine weißen Begleiter ahnten, wo sie sich befanden. Doch vertrauteten sie fest darauf, daß die Indianer die Gegend kennen und sie wieder an den gleichen Ort zurückführen könnten. Sie beschlossen daher, dem Flußlauf abwärts zu folgen in der Hoffnung, dort auf eine zivilisierte Siedlung zu stoßen. Drei Tagesmärsche folgten seitdem dem Fluß ins Tal hinunter. Da aber stürzte dieser in riesigem Wasserfall über einen Felsen, verbreiterte und verteilte sich in Sumpfe und Tümpel jener Art, wie sie diese Zuflüsse des mächtigen Amazonas oft genug aufweisen. Da sie sahen, daß hier große Mengen von Wildbret waren, entschlossen sie sich, eine Weile zu kampieren und nur eine Vorhut zur Erforschung des unteren Flußlaufes auszusenden. Mehrere der Weißen lagen mit Fieber darnieder, und die Indianer schienen sich bei dem Unternehmen nicht ganz wohl zu fühlen. Sie fürchteten wohl, auf einen feindlichen Stamm ihrer roten Artgenossen zu stoßen.

Bald nach dem Abzug der Vorhut entdeckte der Führer ganz in der Nähe des Wasserfalls unzweifelhafte Spuren von Minen. Schachte, deren Tiefe er nicht erkunden konnte, erregten seine Neugier. Auf dem Boden lagen verstreute Silberkörner, jedenfalls aus diesen Schachten herausgehoben. Alles deutete darauf hin, daß sie hier wirklich die lange gesuchten Minen des Morobe gefunden hatten. Die Begeisterung der Leute kannte keine Grenzen.

Weitere Nachforschungen ergaben andere interessante Entdeckungen. Da gab es Unterkunftshütten, aus dem festen Felsen gehauen. Eine dieser Hütten war mit einem großen Steinklotz verschlossen, in dem die Zeichen graviert waren:

+ = ΣΞ Η Ο Σ

Doch keine noch so große Anstrengung vermochte es, den Stein von der Stelle zu bewegen. Eine andere Hütte war in ähnlicher Weise verschlossen, und der Stein zeigte die Inschrift:

+ π, π, π, 3, +

Möglichsterweise befanden sich hier die Grabstätten der Priester und Könige der gefundenen Stadt.

Der Trupp träumte bereits von unermöglichem Reichthum. Sie kamen überein, daß sie außer dem Vizekönig keinem Menschen von ihrer Entdeckung berichten wollten, sondern selbst gut ausgerüstet zurückkehren, die Schätze aus der Erde holen und die Minen ausbeuten. Auch Gold konnte, wie es den Anschein hatte, in ausgiebigen Mengen aus dem Flusse gewaschen werden.

In der Zwischenzeit waren die Kundschafter herumgeirrt, ständig in großen Bogen um Sumpfe und Lagunen, neun Tage lang. Einmal erblickten sie in einem toten Flußarm ein Kanoe, das von zwei Weißen gerudert wurde, Menschen mit langem, schwarzem Haar und fremdartiger Bekleidung. Sie feuerten einen Schuß in die Luft, um die Aufmerksamkeit der Ruderer zu erregen; der einzige Erfolg war aber, daß das Kanoe mit voller Gewalt vorwärts sauste und in den Schlingpflanzen und Gebüschen des Sumpfes verschwand. (Menschen von ähnlicher Erscheinung wurden übrigens öfters von portugiesischen Ausbeutern beobachtet, noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, und niemals konnte eine Erklärung dafür gefunden werden.) In der Befürchtung, auf einen starken feindlichen Indianerstamm zu stoßen, und ermüdet von der erfolglosen Wanderung kehrten die Späher endlich um und stießen wieder zu ihrem Trupp.

Auch der Führer unruhigte der Gedanke an eine feindliche Indianermacht, besonders da er überzeugt war, daß seine eigenen indianischen Begleiter in einem solchen Fall keinen Schutz böten, sondern einfach ausreisen würden. Deshalb entschloß er sich, mit seinem

Trüpplein ostwärts durch den Wald zu wandern und es dem Zufall zu überlassen, welchen Teil der atlantischen Küste sie schließlich erreichen würden. Wo sie sich aus dem Urwald herausfanden, ist unbekannt, jedoch erschien der Trupp einige Monate später an den Ufern des Paraguassufusses. Der Rapport, dem diese Blätter entnommen sind, ist von dort aus weitergeleitet worden.

Der Führer berichtet in diesem Rapport nicht mehr als unbedingt notwendig, doch empfiehlt er dem Vizekönig, sich der Führung des indianischen Boten anzvertrauen, die karge Gegend von Bahia zu verlassen und dagegen die unermäßliche Macht einzutauschen, die er in der verlassenen Stadt gewonne.

Wie dieses Abenteuer endete, ist unbekannt. Ob die Indianer ihren Führer aus abergläubischer Furcht vor der mysteriösen Stadt verließen und sich der kleine Trupp in den unermäßlichen Einöden verirrte, oder ob die unersättliche Goldgier dieser ersten Ausbeuter in Streit und Tragödie endete, — eines nur ist gewiß: Weder der Führer noch ein einziger Mann aus seiner Begleitung wurde jemals wieder gesehen. Dies ist auch nicht weiter erstaunlich, wenn man bedenkt, daß im 14. Jahrhundert eine gutausgerüstete Expedition von 1400 Männern São Paolo verließ, um in die Wälder einzudringen, und daß keiner mehr zurückkehrte.

Inzwischen legte der Vizekönig den ihm gesandten Rapport beiseite und kümmerte sich nicht weiter darum. Jahre und Jahrzehnte verflossen, und erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts machte die Regierung einige schwache Versuche, die verlorene Stadt wieder zu entdecken, doch blieben diese Versuche erfolglos. Sehr begreiflich, denn diese Expeditionen wurden weder systematisch noch mit großem Interesse durchgeführt. Der enge Horizont jener Menschen glaubte nicht an die Märe von einer alten Zivilisation, und einige alte Steinblöcke und Inschriften waren ihnen nicht wichtig genug, um große Mühe daran zu verschwenden. Die Archäologie befand sich zu jener Zeit noch in den Kinderschuhen, die ägyptischen Hieroglyphen waren ein ungelöstes Geheimnis. Sicherlich auch ermutigte die Priesterschaft kein Unternehmen, das irgendwo dazu angetan war, den primitiven Geist der Leute zu verwirren und ihnen den unbedingten Glauben an die einfache Geschichte des alten Testaments zu rauben.

Wir aber dürfen diese Erzählung nicht so leicht von der Hand weisen. Sie ist bedeutungsvoll für uns und für die Wissenschaft. Die erzählten Einzelheiten stehen viel zu weit über dem Einbildungsvorrat jener einfachen Menschen, als daß es sich um ein reines Phantasieprodukt handeln könnte. Überdies ist diese alte Stadt nicht die einzige in ihrer Art. Es gibt noch andere Städte alter Kultur in Brasilien, wenn auch nicht derartig wichtige. Nicht allzuweit von der Zivilisation entfernt, umgeben von einem märchenhaften Walde, liegt zum Beispiel eine alte Stadt, die noch im Jahre 1913 vom britischen Generalkonsul von Rio de Janeiro mit einer kleinen Gefolgschaft besucht wurde. Man ist allerdings auf die Freundschaft und den guten Willen der umwohnenden Indianerstämmen angewiesen, um diese Stadt gefahrlos zu erreichen.

Ferner gibt oder gab es zumindest drei Männer, die von weiteren Plätzen wissen und fest an deren Existenz glauben. Der erste ist ein Franzose, der bei seinem letzten Versuch, dorthin zu gelangen, ein Auge eingebüßt hat. Er wird wohl kaum noch einen weiteren Versuch wagen. Der zweite ist ein Engländer, der bereits in vorgeschrittenem Stadium krebskrank war, als er England verließ, um seine Forschungen anzustellen. Es ist kaum anzunehmen, daß er noch am Leben ist. Der dritte ist der Schreiber selbst.

Die Jesuiten des 17. Jahrhunderts scheinen von der Existenz derartiger Städte gewußt zu haben. Aber nicht nur Landkenntnis und Erfahrung im Waldlaufen sind die ersten Bedingungen für einen erfolgsversprechenden Versuch, dorthin zu gelangen, sondern es ist auch äußerst unwahrscheinlich, daß eine dieser Städte aufgefunden werden könnte, ehe das Innere des Landes völlig kolonisiert ist und die wilden Indianerstämmen entweder völlig ausgerottet oder gezähmt. Der heutige Forscher ist auch nicht mehr imstande, die gleichen Entdeckungen zu ertragen wie die ersten Ausbeuter, er ist zu sehr weichlich, zu sehr von seiner Bequemlichkeit abhängig. Auch das sinn- und zwecklose Durchstreifen der Flüsse gegenwärt wird niemals etwas Neues zutage fördern. Selbst die Indianer, die man dort antrifft, sind trostlos degeneriert.

Man mag sich fragen, ob die Erforschung der Wahrheit für die Wissenschaft von Wichtigkeit sein kann. Ich sage hierzu aus vollster Überzeugung: Ja. Ich halte es sogar vom archäologischen und vom ethnologischen Standpunkte aus für das Wichtigste, das heute unternommen werden kann. Das Studium dieser Ruinen und Reliquien fördert zweifellos neue und grundlegende Erkenntnisse zutage. Man betrachte nur einmal die Inschriften! Sind sie nicht eindrucksvoll genug? Was bedeuten die Hunderte von Inschriften in den Wäldern, deren Schriftzeichen ganz ähnlich sind wie diejenigen, die wir als älteste Kulturerzeugnisse kennen und deren Bedeutung uns heute noch rätselhaft ist? Können wir nicht gerade dort auf aufsehenerregende Entdeckungen stoßen? Wer vermag die Wichtigkeit dieser Ruinen zu beurteilen, die vielleicht viel älter sind als alle ägyptischen Funde?